

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 69.

Mittwoch, 21. März

1928.

(16. Fortsetzung.)

Der Reiter und die Frau.

Von Walter von Nummel.

(Nachdruck verboten.)

Kirchberg sollte recht behalten. Als sie Ovedoa hinter sich hatten, kam ihnen ein von drei Reitern begleiteter Wagen entgegen. Der Wagen war hoch und schwer mit Kisten und großen Koffern, mit Betten und anderem Hausrat bepackt. Einige Reifröcke tanzten in der Höhe herum, und ganz oben, als letzter Aufbau, schaukelte sich in seinem geräumigen Messingkäfig der grüne Papagei Frau von Héricourts. In der Mitte des Wagens aber saß, eingeteilt zwischen Gepäc und Geräten, auf dem Schoß einen mit zerbrechlichen Gegenständen gefüllten Korb haltend, Thereje, das Kammermädchen Marie Rosés.

Mit vergnügtem Kopfnicken und freundlichem Augenzwinkern begrüßte sie Kirchberg. „Ich danke Euch“, rief sie ihm von weitem zu, „daß Ihr Euer Versprechen gehalten und mich von Feurbrulé fortgeholt habt. Es war kein lustiger Aufenthalt mehr. Hättet Ihr mich nicht losgelassen, ich wäre in kurzem davon gelaufen. Vor lauter übler Laune des Herrn und der anderen Leute war es nicht mehr auszuhalten.“

„Hat man Sie ohne Widerstand ziehen lassen?“

„Ohne jeden. Man hat nichts Schlimmes gedacht. Wir schlugen zuerst die Richtung nach Freiburg ein und sind im Bogen zurückgekommen.“ Ried gab Wagen und Reitern ein Zeichen zu halten. „Das sieht doch allzu kriegerisch und nach Freibeuterei aus.“ Er gab den Reitern Weisung, für sich und ohne das Gefährt nach Neuenburg zurückzureiten. Über den Wagen und seine hochgetürmte Ladung ließ er Flücher und Dedden schlagen. Wir wollen in den Orten, die wir zu durchfahren haben, kein Aufsehen erregen, vor allem in Neuenburg nicht.“ Er sah ab und legte selbst beim Überbreiten der Dedden Hand mit an.

Dann rief er das Kammermädchen zu sich heran. Während der Wagen vorsichtig und bedächtig weiterfuhr, nahm er es in die Mitte zwischen sich und dem ebenfalls abgekehrten Kirchberg. Er eröffnete ihm, daß es zu seiner Herrin nur zurückkehren dürfe, wenn es sich vollkommen in alles Neue schicke, wenn es vor allem überall und jederzeit der größten Vorsicht sich befleißige. Er unterließ es nicht, das Mädchen auf die mancherlei Gefahren ringsum aufmerksam zu machen und schilderte ihm lebhaft die möglichen Folgen, die eine unzeitgemäße Entdeckung auch für sie selbst, da es nunmehr mit ihnen im Bunde sei, nach sich ziehen müßte. „Das Spinnhaus oder eine ähnliche angenehme Unterkunft wäre Ihr sicher.“

Ried konnte sich bald beruhigen. Er sah rasch, daß Thereje nicht nur ein hübsches Mädchen, sondern auch ein verständiges und besonnenes Frauenzimmer war, das von irgend einem Vorfahren ein gutes Stück Bauernschlauheit vererbt bekommen hatte. Auch war sie nicht ängstlicher Natur, hatte im Gegenteil nach der großen Langeweile der letzten Wochen ihre helle Freude an der seltsamen Romantik dieses neuen Abenteuers. „Also nochmals“, schloß er seine Ermahnungen, „Sie ist im Savoyischen in unseren Dienst gekommen, unser Wagen ist auf der Reise von Genf zwischen Concise und Boudry zusammengebrochen, die Betten und den übrigen

kleinen Hausrat, den wir auf der Insel benötigen, haben wir erst in Neuenburg erstanden.“

Man übernachtete in Neuenburg und brach am nächsten Morgen wieder von dort auf. Der Wagen wurde von einem anderen Fuhrmann geleitet. Man hatte ihn der Vorsicht halber gewechselt.

Ried und Kirchberg ritten voraus, brachten in Neuenstadt ein Lastboot auf, mieteten es für zwei Tage und ließen es nach Vigerz bringen. Sie entlohnerten die Leute, die es hingefahren hatten, und gaben ihnen Weisung, das Boot am nächsten Tage wieder abzuholen. Auch die Neuenstädter brauchten nicht zu sehen, was da alles nach der Insel geschafft wurde. Als der Wagen ankam, luden Ried und Kirchberg, unterstützt von dem Knechte der Brunnmühle, Koffer, Kisten und das übrige selbst ein. Der Knecht suchte sich einen Genossen aus und ruderte mit diesem gemeinsam Thereje und die gesamte Beute von Feurbrulé nach der Petersinsel hinüber.

Ried fuhr nicht mit. Marie Rose würde in den nächsten Tagen genug mit dem Auspacken und Ordnen ihrer Habeligkeiten zu tun haben. Auch würde ihr, rechnete Ried, eine gewisse Vereinfachung vielleicht wohlbelkämlich sein. Zudem hatte sie außer Gertrud nun auch ihre Thereje. Und als Schutz den Gabriel Engel. Es war da draußen alles zum Besten bestellt.

Er ritt mit Kirchberg ab. „In kurzem hol' ich dich von Neuenburg.“ Er drückte dem Freunde die Hand und hielt, am Ende des Sees angelangt, auf Erlach zu. Er wollte nach Hause, den und jenen noch einmal wiederzusehen, mußte vor allem — es hatte sich ein Käufer gemeldet — die Veräußerung des väterlichen Gutes betreiben. Der Entschluß wurde ihm nicht leicht, aber es war der einzig gangbare Weg, der sich ihm zeigte. Besser denn, es geschah bald, was geschehen mußte. Niemand konnte sagen, wieviel Zeit ihm noch vergönnt war. Er durchquerte Erlach und trabte auf Ketzers zu.

Der Frühling hatte auf St. Peters Eiland sein Reich und Festgezelt aufgeschlagen. Er wollte es sichtlich hier noch schöner haben als irgendwo anders. Das zeigte sich schon am Boden, den er für seinen Fuß hatte legen lassen. Da waren rings in der Runde weiche, hellmaragdene Teppiche gebreitet, die jeden Schall dämpften und keinen harten Stoß zuließen, Prachstüde, die aus einer Farbe dicht gewoben sich in breiter Fläche vom Walde bis ans Wasser hingen. In diesen grünen Teppich, mit dem der ganze mittlere und untere Teil der Insel — auf den Höhen stand der Wald — ausgeschlagen worden, war an bunter Pracht nicht wenig hineingewirkt. Nicht eine Blume dieses milden Himmelsstriches fehlte, und manche, die auf dem Festland drüben schon so selten geworden war, daß nur ein Glücksfind sie finden mochte, hatten sich in hellen Scharen eingestellt. Es schimmerte von weißen und blauen Sternen, es strahlte von Gelb und Rot, Violett und Violett. Jede Farbe, jede Form war vertreten. Bald war es nur ein einzelnes Blumenauge, das schüchtern unter grünen Wimpern herauslugte, bald standen diese Kinder der Erde, Kinder der Sonne so dicht, wie der Schnee seine Floden im Märzsturm wirft.

Gleich der Erde taten sich auch die bisher winterkalten Herzen der Menschen auf. Milde und Glück kam über sie wie ein linder Traum im Wachen. Heller blickten die Augen, rascher rann ihnen das Blut. Lieder erwachten, die lange geschwiegen. Wünsche, die der Nordwind verweht hatte, flatterten wieder einher. — — —

Auf einer Weinbergmauer, die von der Sonne warm gebrannt war, saß, nicht weit vom Ufer entfernt, Frau von Héricourt mit Gertrud und Therese. Die beiden Mädchen trugen leichte ländliche Kleider. Auch Frau von Héricourt hatte das Einfachste, was sie in ihrer Garderobe gefunden, herausgesucht, ein helles Musselinkleid, das Hals und Schultern freigab. Ein paar Blumen, einige bunte Bänder waren ihr ganzer Schmuck. Auch der große breitkrämpige Strohhut war nur mit Seidenband und Schleife geziert. Ungepudert quoll ihr volles, blondes Haar in freiem Gelock unter dem Hute hervor, fiel ihr dicht und schwer über die Schulter, umschloß wie ein weicher Goldrahmen ihr volles, blühendes Gesicht.

Alle drei hatten Stid- und Nüchtheit von zu Hause mitgebracht, machten sich auch ein wenig damit zu schaffen, waren sich aber wohl selbst darüber im Klaren, daß dies alles nicht viel mehr als ein willkommenes Freibrief für eine lange Blaudeckelstunde im Grünen war.

„Ein Boot“, rief plötzlich Therese und wies durch das Gezweige eines weißblühenden Obstbaumes in die Ferne.

„Ein Boot?“ wiederholten erstaunt die anderen und suchten, es möglichst rasch selbst zu erspähen.

„Es hält auf die Insel zu“, stellte Gertrud fest.

Es war das ein noch größeres Ereignis, denn es kam nicht jede Woche vor, daß ein Boot hier landete.

„Ich glaube, es ist Herr von Kirchberg“, rief Gertrud von neuem.

„Wirklich?“ Frau von Héricourt sprang auf und schaffte, um besser sehen zu können, mit der Hand das Auge. Es war an Schauen in die Ferne nicht so gewohnt wie das Gertruds.

„Es ist Herr von Kirchberg“, bestätigte diese. „Und noch ein Zweiter ist im Boote.“

Frau von Héricourt erhob sich. „Da wollen wir doch zum Hasen, sie zu begrüßen.“ Mit den Mädchen schritt sie zum Strande hinab.

Gertrud hatte sich nicht getäuscht. Es war Ried, der, vom Knechte der Brunnmühle gerudert, da ankam. Neben ihm saß Kirchberg.

„Da wäre ich wieder“, begrüßte Ried gut gelaunt Frau von Héricourt, „und verspreche, wenn nichts Besonderes mehr dazwischen kommt, bestimmt bis zum Abend zu bleiben.“

„Ach du“, zum ersten Male, seit sie auf der Insel waren, drückte Frau von Héricourt ihm einen Kuß, wenn auch nur flüchtig und vielleicht lediglich der Form halber, auf die Lippen. Sie begrüßte Kirchberg, der seine Dienertracht nun endlich ganz abgelegt zu haben schien, und dankte, ihn etwas beiseite nehmend, kurz aber herzlich für die Mühe, die er sich in Feurbröl mit Therese, ihrer Garderobe und ihrem anderen Besitz gemacht hatte. Dann nahm sie Rieds Arm, zog ihn von den anderen, die nicht fertig werden wollten, mit sanfter Gewalt fort und ging mit ihm zum Hause voran.

Ried war erstaunt. „Wie ist es in den zehn Tagen, die ich fort war, hier grün geworden. Nirgends, wo ich auch war, sah ich eine so schwere Lippigkeit.“

„Ihr müßt Euch noch mehr und besser umtun.“ Sie führte ihn einen Weg, der um das Haus im Bogen herum lief. „Kommt hinauf zum Wald. Dort habt Ihr eine schöne freie Rundschau.“

Willig ließ er sich von ihr führen. „Dieser Euer Wald aber“, meinte er, als sie ihm näher kamen, „ist noch ein ganzer Kahlkopf und ist weit im Hintertreffen geblieben.“ Er dürfte sich ein wenig mehr beeilen.

„Ganz dasselbe sagte ich anfänglich auch und machte ihm ungeduldig Vorwürfe. Aber dann habe ich Zeit gehabt, viel Zwiegespräche mit ihm zu halten. Da hat er mich aufgeklärt. Er sei gewiß etwas langsam und bedächtig, hat er mir gesagt, aber ein guter Hausvater, der für so viele zu sorgen habe, dürfe gar nicht anders sein. Er müsse nach dem Norden und nach dem Himmel sehen,

eingehend prüfen und erwägen, ob kein eifriger Wind, kein plötzlicher Nachtreif den jungen, zarten Häuptern seiner Lieben Gefahr, Krankheit und Tod bringen könne.“

Sie wies auf eine Bank am Waldrand. „Die hat mir der brave Engel zurecht gezimmert und hierher gestellt. Ich liebe den Platz sehr. Setzt Euch und laßt Euch dann um.“

Sie ließen sich nieder. „Ihr habt nicht unrecht. Ich verstehe es, daß Ihr diesen Blick über die weiten Wiesen, auf den blauen See hinaus gern habt. Man wird seiner nicht leicht müde werden.“

Sie lehnte den Kopf zurück und schaute wohlig in den hellen Schimmer des Firmamentes hinein. „Seht nur“, rief sie plötzlich erfreut, „seht die Tausende von jungen Knospen in der Buche über uns. Sie sind so nahe daran, sich zu öffnen. Nun scheint mein lieber Wald doch endlich gute Zusage bekommen zu haben, daß nichts Übles mehr drohe. Küßt Ihr, wie warm die Sonne scheint? Als ob sie an einem Tage alles, was der Winter an Kälte und Feuchtigkeit abgelagert, aufsaugen wolle.“

Er streifte sie mit einem flüchtigen Seitenblicke. „Zufrieden also?“ „Ja, ganz zufrieden.“

Nochmals sah er sie prüfend an. „Das einfache, helle Kleid steht Euch trefflich zu Gesicht. Viel besser als Eure kostbaren Gewänder. Und daß Ihr Euer schönes, blondes Haar nicht mehr unter grauem Puder verbergt, ist mir eine große Freude. Ich sah voriges Jahr in England die Damen sogar in Gesellschaft mit ungepudertem Haar erscheinen. Jedermann war des Lobes voll. Glaubt mir, es wird auch hier zu Lande über eine Weile so kommen. Tut mir also den Gefallen und tragt Euer Haar so weiter wie heute. Jedenfalls aber so lange wir auf der Insel sind.“

„Gerne. Ich erspare ja dabei nur Zeit und Mühe. Ihr denkt, daß wir noch lange hier bleiben?“

„Wenn es Euch hier gut gefällt, so lange als es nur möglich ist.“

„Und wie lange wird das sein?“ hätte sie gerne gefragt, aber sie unterdrückte die Frage. Er hätte ja doch kaum eine bestimmte Antwort geben können.

(Fortsetzung folgt.)

Korridor.

Ein Zeitbild von Rudolf Raujol.

Der Nachtzug hat den letzten Berliner Bahnhof verlassen und rollt über die sprühenden Lichter der Millionenstadt ins einsame Land hinaus. Gen Osten! Ich stehe im Gang und lausche dem eintönigen Lied der Räder, die mich auf singenden Eisenstrahlen hinauf an Haß und Meer tragen.

Die Leute im Abteil machen es sich bequem, drehen die Lampen aus und ziehen die Vorhänge vor die Fenster: der D-Zug schläft. Ich spähe in die laue Sommernacht, sehe die Lichter des Zuges wie huschende Gespenster über Felder, Sträßen und Flüsse wandern, höre das Heulen der Hunde in nächtigen Dörfern und den Klang einer Uhr von einem Kirchthurm, der weißgefärbt über dem Walde steht.

Einige Stunden von der Hauptstadt Deutschlands hat das Reich ein Ende, einen lächen Riß. Fremde Beamte steigen in den Zug, ein kurzer, höhnischer Pfiff, und die Räder singen in ein verlorenes Land hinein: Korridor!

Aufmerksamer spähe ich durch die Dunkelheit über die rundlichen Sandhügel der ehemaligen westpreussischen Heide, in der Hermann Löns aufwuchs. Der Morgen dämmernd über fremder Erde, so weich und wonnig, so ganz eigenen Gelebens folgend, als wüßte er nichts vom Kampfe der Völker. Der Wind streicht durch die vollen Roggenfelder, breittrüchtige Kinder grasen in weiten Roggen, Kiefern- wälder schütteln den Tau der Nacht aus den Kronen.

Noch immer Korridor! Der D-Zug braust Stunde um Stunde, gleichmäßig, trübselig. Hinter verhängten Fenstern liegen Menschen in unruhigem Schlaf, während in den Gängen das bleiche Morgenlicht die Lampen löst. Aus annuitigem, flachem Tal steigen rote Dächer und Türme empor. Vielleicht war es früher einmal Graudenz, vielleicht Dirschau.

Hinter mir öffnet sich plötzlich eine Tür, und ein alter Mann tritt in den Gang, um mit gespannter Aufmerksamkeit und einer Erregung, die er vergebens zu verbergen trachtet, der anrückenden Stadt entgegen zu spähen. Ich sehe, wie sein

faltiges Gesicht aukt, wie er in steigender Unruhe auf etwas zu warten scheint. Jetzt braust der Zug durch den leeren Bahnhof, rattert durch die Anschlußgleise und gewinnt über einen kleinen Fluß den jenseitigen Ausgang der Stadt.

In diesem Augenblick reißt der Alte das Fenster herunter und beugt sich weit vor. Ich folge seinem Blick, durch sein eigenartiges Verhalten selbst etwas erregt, und sehe einen kleinen, umfriedeten Kiefernwald in der Landschaft stehen. Aber seine Mauern hängt Eisen herab, und einige helle Kreuze schimmern aus dem Grün.

„Ein Kirchhof also!“ denke ich und beginne zu ahnen, was den seltsamen Alten innerlich bewegt. Er faltet die Hände; es geschieht mit einer hilflosen, kindlichen Gebärde, vielleicht weil er sich beobachtet fühlt. Ich wende mich ab, um ihn in der Andacht nicht zu stören. Indessen kommt aber ein polnischer Beamter den Gang herauf: „Fenster schließen!“ Der Alte zerrt mit einer mühen Geste an dem Ledergurt. Auf seinen Zügen malt sich ebenso viel Bitterkeit wie Weichheit und das Erstaunen eines Menschen, der eben aus einem Traum erwacht. Dies alles steht so rührend aus, daß ich impulsiv hinspringe, um ihm beihilflich zu sein. Er steht mich dankbar lächelnd an.

„Dort drüben ruht wohl jemand, der Ihnen lieb war?“ frage ich nach einer Weile teilnehmend.

„Meine Frau — meine ganze Familie.“

„Sind Sie Bestreuer?“

„Gewesen“, lächelt er. „Ich lebte in dieser Stadt, viele Jahre“ — er macht eine müde Handbewegung — „aber das ist ja ganz gleichgültig. Alles verlorene Heimat hier! Ich wohne jetzt im Rheinland. Es ist schwer, sich im Alter irgendwo neu einzuleben. Die Toten kann man nicht mitnehmen; nur die Erinnerungen.“ Er sagt das alles stehend vor sich hin.

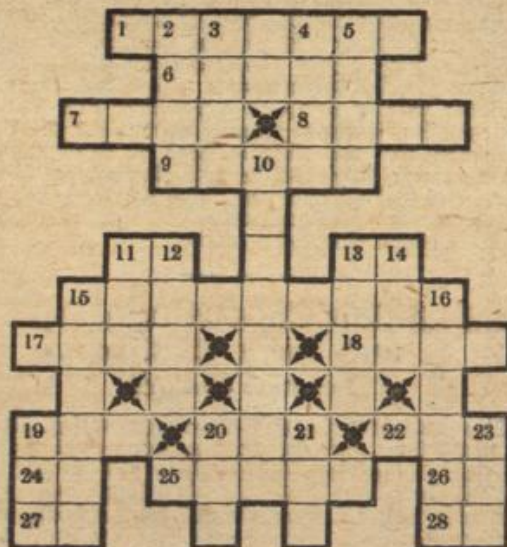
„Jetzt reisen Sie wohl auch nach Ostpreußen hinauf?“ frage ich, in dem Bestreben, ihn zu trösten. Da schüttelt er leicht den Kopf mit einem eigenartigen, vieldeutigen Nicken um den Mund: „Mein Ziel habe ich schon erreicht. Ich wollte nur meine Frau besuchen. Aussteigen darf man ja hier nicht mehr. Aber vorüberfahren.“

Er nickt mir freundlich zu und verschwindet in einem Abteil. Ich schaue nachdenklich in den Morgen hinaus. Der Freistaat Danzig taucht auf, und dann steigt aus dem Werder mit mächtigen Türmen, von der aufgehenden Sonne überstrahlt, das Ordensschloß. Der Korridor ist zu Ende.

Ich habe den Alten später noch flüchtig im Wartesaal des Marienburger Bahnhofs gesehen. Dort sah er neben seinem kleinen Koffer und schlürfte seltsam seinen Morgentee. Vielleicht freute er sich auf die Heimfahrt, wo noch einmal der Friedhof und die Stadt, die seine Heimat war, für einige Minuten vor ihm stehen werden.

Wenn ich heute an den Korridor denke, erinnere ich mich stets des Alten und seines eigenartigen Nickens, das gleichzeitig Trauer und Triumph ausdrückte. „Aussteigen darf man ja jetzt hier nicht mehr. Aber vorüberfahren...“

Kreuzwort-Rätsel.



Wagerecht: 1. Vorname des Dichters Nr. 7. 6. Hülsenfrucht. 7. Deutscher Dichterhumorist. 8. Nebenfluß der Donau. 9. Stadtwort. 11. Auerochs. 13. Anruf. 15. Vogel. 17. Gattin. 18. Niedrige Waldpflanze. 19. Frauenname. 20. Gattung. 22. Fester Punkt der Erde. 24. Flächenmaß. 25. Musikinstrument. 26. Abkürzung für ein Gewicht. 27. Verhältniswort. 28. Persönliches Fürwort. — Senkrecht: 2. Frauenname. 3. Beleuchtungskörper. 4. Sauere Flüssigkeit (Buchstabe „f“ gilt doppelt). 5. Erntearbeit. 10. Stadt in Bayern. 11. Kanton der Schweiz. 12. Gemüsepflanze. 13. Wäschestück. 14. Widerhall. 15. Zentralorgan des Nervensystems. 16. Moderner Schriftsteller. 19. Monatsname. 20. Körperteil. 21. Getränk. 23. Lotterie-Urfunde (d = ein Buchstabe).

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 68: Senkrecht: 1. Fackr. 2. Sau. 3. Treff. 4. Bauer. 5. Alt. 6. Maun. 8. Alm. 10. Ehe. 12. Lunte. 15. Eifel. 17. Pan. 19. Hal. 20. Start. 21. Inn. 22. Tulpe. 23. Tiger. 24. Bau. 25. Tinte. 30. Ist. 32. Me. — Wagerecht: 1. Faust. 4. Batta. 7. Arrat. 8. Aue. 9. Aie. 11. Ill. 13. See. 14. Sen. 16. Rumpf. 18. Rhein. 20. Stint. 23. Tibet. 26. Ten. 27. Uri. 28. Alt. 29. Nil. 31. Gau. 33. Spiel. 34. Lorte. 35. Reife.

Alt-Nassau

Die 48er Revolution in Nassau.

Als im Februar 1848 der Sturm losbrach, flogen auch die Funken der Revolution nach Nassau. Das Volk stand auf und überraschte die hilflose Bureaucratie völlig. An die Spitze der Bewegung trat der 44jährige Prokurator A. Hergenhahn. Am 2. März fand in Wiesbaden eine Massenversammlung statt, zu der Tausende nassauischer Bauern erschienen: der Rheingau, das Maintal und der Taunus. In öffentlicher Kundgebung stellte das Volk seine Forderungen: Unbedingte Pressefreiheit, Volksbewaffnung, Religionsfreiheit, Einberufung eines Parlaments, Recht der freien Vereinigung, Einführung von Schwurgerichten usw. Da der Herzog in Berlin weilte, wurde die Menge auf dessen Rückkehr vertraut. Die Herzogin Pauline bewilligte indessen sofort die Pressefreiheit und das Recht der Bewaffnung. Aber die Volksbewegung schwoll an. Im Augenblick höchster Gefahr erschien am 4. März der Herzog und bewilligte die Forderungen des Volkes. Die nassauische Revolution war ohne Blutvergießen zu Ende. Der Herzog löste in dem knappen Zeitraum von einem Monat seine Versprechen ein. Er gewährte die Pressefreiheit, amnestierte seine Widersacher, hob den Frondienst auf, bildete die Volkskammer unter Auflösung der seitherigen Ständekammer und berief an die Spitze der Regierung Hergenhahn, den Volksmann. In der Folge blieb Nassau von allen blutigen Aufständen verschont. Die Bürgergarde und die Sicherheitskomitees, die sich in allen Orten bildeten, sorgten für Ordnung. Gewiß waren die Volksversammlungen recht bewegt,

man redete viel, bildete auch eine Republikanische Partei, erfreute sich der politischen Presse aller Schattierungen, aber es blieb ruhig, das Volk bewahrte seine besonnene Haltung. Starken Zupruchs erfreute sich in Wiesbaden die Republikanische Partei unter der Führung des Uhrmachers G. Böhring, des Arztes Dr. Graefe und des Ingenieurs O. Diek. Diese Partei kämpfte mit wachsendem Einfluß gegen die Monarchie im Reiche und dann stürmisch gegen das Ministerium Hergenhahn, weil es forderte, daß alle Kammerbeschlüsse seiner Bestätigung bedürften. In Wiesbaden brach eine Revolte aus, der sich auch die Bürgergarde anschloß. Diek und Graefe, die man gefangen gesetzt hatte, wurden von der Menge mit Gewalt aus dem Michaelsberg befreit. Militär aus Mainz stellte erst die Ordnung wieder her. Die Räufel führer mußten flüchten. Ohne Nachwirkung blieben auch die Erhebungen in Frankfurt und Baden. Wenn die Stadtbewohner den Sinn der Umwälzung richtig verstanden hatten, so deutete der Landbewohner ihn falsch. Die Bauern verlangten Verbrennung aller Papiere, Freiheit für Jagd und Fischerei, unbeschränktes Holzrecht und Vertreibung aller Schultheißen. Die sofort von den Bauern eingeführte Wald- und Wildfreiheit hatte zur Folge, daß es bald kein Wild mehr gab und die Wälder verwüstet wurden. Militärische Einquartierungen machten erst diesem Treiben ein Ende. Auf dem Lande löste eine Volksversammlung die andere ab, aber alle verließen trotz der hitzigen Reden des Pfarrers Snel aus Langenschwalbach ohne Ruhestörungen. Die Bauern erkannten schließlich die ihnen gewährte Freiheit an. So ging auch 1849 die Auf-

landsbewegung, die in Baden, der Pfalz und in Sachsen ausbrach, an Nassau vorüber. Nassauische Regimenter konnten sich sogar an der Niederwerfung des badischen Aufstandes beteiligen. In Idstein fand eine von der Linken der Kammer einberufene Protestversammlung statt. Der Herzog war darüber empört, daß das Ministerium gegen die Führer dieser neuen Bewegung sich sehr lau verhalten habe und entließ Herzogenhahn. Die Idsteiner Versammlungsleiter wurden gefangen gesetzt oder aus dem Staatsdienst entlassen, sofern sie Beamte waren. In die Stelle von Herzogenhahn trat der liberale Frhr. v. Winkingerode, der Ende Dezember 1849 die neue Verfassung Nassaus durchführte. Auf dieser Verfassung baute sich dann in der Folge die Verwaltung des Herzogtums auf, die weithin in den deutschen Landen vorbildlich wurde.

Geschichtliche Entwicklung von Stadt und Burg Adolfsied.

Von Runo Spanmuth.

Eine unterhaltende und abwechslungsreiche Wanderung im Taunus führt durch das Martal, wenn man von Bleidenstadt oder Langenschwalbach abwärts geht in der Richtung auf Michelbach und Diez. Etwas über einen Kilometer hinter dem Bahnhof Langenschwalbach liegt das malerische Städtchen Adolfsied. Es ist nicht sehr groß und hat wohl nicht mehr als 15 bis 20 Häuser, vielleicht sind es nicht einmal so viel, und doch ist dieser Ort eine Stadt. Wie kommt das? Um das zu erklären, muß ich weit in die Geschichte unserer Heimat zurückgreifen. Damals, um die Mitte des 14. Jahrhunderts, tobte ein Kampf zwischen dem Grafen Gerlach von Nassau, der zum Erzbischof von Mainz ernannt war, und einem Heinrich von Birneburg, der ihm dieses Amt streitig machte. Nach jahrelangen Fehden gelang es Gerlach endlich, sich mit Hilfe seiner Brüder in Mainz zu behaupten. Bei diesen langwierigen Kriegen verloren letztere jedoch viel an Gut und Ländereien, so daß sich Gerlach gezwungen sah, seine Brüder zu entschädigen. Diese Entschädigung bestand aus der sogenannten „Tronhube zu Langenschwalbach“, einem Gutshof, und der Schutvogtei über die freien Bauern, die in dieser Gegend an der Aar wohnten. Bei einer Teilung unter den Brüdern erhielt der eine, Graf Adolf I., das Gebiet, in dem ein Bergvorsprung liegt, der weit in das Tal hineinragt und der von drei Seiten von der Aar umflossen wird. Auf diesem Berg baute Adolf nun eine Burg, nachdem er die Familie „Kubel von Reichenberg“, der das Land als Lehnsgut gehörte, anderweitig entschädigt hatte. Sehr groß war die Burg gerade nicht, das kann man heute noch an dem wohl erhaltenen Graben sehen; doch war sie fast uneinnehmbar, da man an der Seite, an der sie nicht von Wasser umgeben war, einen tiefen Durchstich machte, in dem jetzt die Aar ihr neues Bett gefunden hat. Dann staute man durch einen mächtigen Damm den Bach unterhalb der Burg. Dadurch bildete sich ein großer See, in dessen Mitte die kleine Feste aufragte. Schon bald, wie wir es so oft finden, siedelten sich Leute aus der Umgegend im Schutze der Burg an. Einer der ersten, der sich hier niederließ, war Philipp Zober, ein Schöffe aus Idstein*). Dann verließen die Einwohner von Rensfelden, einem Dorfe, das schon zur Zeit Karls des Großen erwähnt wird und an einem Nebenbach der Aar liegt, ihre Wohnstätte und kamen ebenfalls nach Adolfsied. Damit hatte das Dorf bereits so an Ausdehnung gewonnen, daß Graf Adolf im Jahre 1367 das Stadtrecht für Adolfsied erwarb und es mit Mauern und Türmen befestigte. Doch als Adolf starb, stritten sich seine Söhne um das Erbe. Einer von ihnen war Geistlicher. Dieser glaubte sich von den andern benachteiligt und erhielt schließlich durch einen Vergleich Burg Adolfsied so lange, bis er ein hohes geistliches Amt oder eine andere hohe Würde erlangt habe. Als er im Jahre 1397 Erzbischof von Mainz wurde, ging die Burg an Adolf III. zurück. Später, im Jahre 1605, als die Familie der Erbauer der Burg im männlichen Stamme erlosch, wollte der Erzbischof von Mainz Adolfsied einziehen. Dagegen wehrten sich jedoch die Schwestern des verstorbenen Burgherrn, und der ihnen verwandte Graf von Weilburg besetzte die Burg und strengte darum einen Prozeß vor dem Kammergericht in Speier an. Doch da brach der Dreißigjährige Krieg aus und machte allem Streit um den Besitz von Adolfsied ein Ende. Die Burg wurde zerstört; viele Häuser verbrannten oder wurden vernichtet. Nach dem Kriege hatte sich die Stadt nicht weiter entwickelt und so blieb sie dann, wie sie damals nach der Zerstörung war.

*) Siehe: Annalen des Vereins für Altertumskunde und Geschichtsforschung.

Der Kekerstein.

In einem jüngst von Lehrer Paul gehaltenen Vortrag über Alt-Liebenschied auf dem Westerwald erwähnte der Redner auch behauene Basaltblöcke (von außergewöhnlichem Umfang) aufeinandergetürmt, genannt der „Kekerstein“. Derselbe befindet sich in der Gemarkung Weisenberg (zum Kirchspiel Liebenschied gehörig), unweit des verschwundenen Dorfes Kathausen. Es ist möglich, daß der Name von diesem Ort als Kachhäuserstein herzuweisen ist. Chr. Klein-Marienbergs, der unter dem Datum vom 29. Februar 1860 ein Schriftchen „Denkmäler germanischer Urzeit des Westerwaldes“ veröffentlichte, hält es für wahrscheinlich, daß in der Nähe dieses Steins zur Urzeit des germanischen Volkes sich ein heiliger Hain befand, in dessen Mitte dieser Stein als Opferstein gestanden habe und in den späteren Jahrhunderten, nachdem die Germanen zum Christentum übergetreten waren und man alle Personen, die sich nicht zur herrschenden Kirche bekannten, Keker nannte, auch dieser Stein aus heidnischer Urzeit statt der richtigen Benennung „Göbenstein“ als „Kekerstein“ bezeichnet wurde. Daß dieser Stein dem angegebenen Zweck gedient haben mag, läßt sich daraus schließen, daß an dessen Rückseite eingehauene Treppenstufen hinaufführen. In dem erwähnten Hain wohnten nach genannter Quelle die Priester der Sigamberer. Diese Vermutung ist nicht von der Hand zu weisen; denn nicht weit von dem Opferstein, bei dem Dorfe Willingen, liegt ein kleiner Walddistrikt, genannt der „Hermannshain“, zu welchem von dem Opferstein durch sumpfiges Weidland sich eine ausgesteinte Straße hinzieht. Vielleicht hat dieser Hain, der Hauptversammlungsort im Gebiet der Sigamberer, nach der Schlacht im Teutoburger Wald im Volksmund den Namen Hermannshain nach dem Anführer der Deutschen (Hermann) erhalten. Das Dorf, in dessen Nähe der Opferstein und der heilige Hain, der Aufenthaltsort der weisen Männer am Berge liegen, führt den Namen „Weisenberg“. Von all diesen urzeitlichen Wahrzeichen hat der Kekerstein, den Stämmen der Zeit Trotz bietend, sich erhalten. In der Gemarkung Liebenschied steht auf der Viehweide ein rötlicher Muschelstein, bekannt unter dem Namen „Göbe“. Von den Wahrzeichen des jetzigen Dorfes Liebenschied, das vormals Stadtrecht hatte und befestigt war, sind nur noch die Wallgräben vorhanden, die Stellen erkennbar, wo die Schutürme standen, die Leichdämme, von wo aus die Stadt unter Wasser gestellt werden konnte. Auf dem Schlossplatz befindet sich noch ein Gewölbe, auf dem die von dem Grafen von Liebenschied-Beilstein bewohnte Burg stand, daneben liegen Steinplatten von außergewöhnlicher Größe. Beim Fundamentieren eines Kellers stieß man auf ein Mauerwerk, mutmaßlich ein Gewölbe, das von einem zweiten gräflichen Gebäude, wo jetzt die neue Schule steht, in der Richtung nach der von dem Grafen von Liebenschied erbauten Kapelle, der jetzigen Kirche, führt. Vor der Kirche steht eine alte Linde, die Spuren eines „Halseisens“ birgt.

Heimatliteratur.

„Geschichte der Stadt Wiesbaden“ von Ferd. Seydewitz. Mit 20 Abbildungen. (Ed. Volzts Nachf. Brück und Werner, Wiesbaden.) Prof. Seydewitz „Geschichte von Wiesbaden“ ist ein das Wesentliche der Entwicklung der Bäderstadt auf Grund der vorhandenen Literatur von den ersten geschichtlichen Anfängen bis auf die Gegenwart knapp und übersichtlich zusammenfassendes Werk, dessen interessanter Text von zahlreichen Abbildungen nach alten Stichen oder neuen Photographien ergänzt wird. Das vortrefflich ausgestattete Buch, dessen Vektüre geschichtliche Erinnerungen auffrischt und dem Leser mannigfache Anregungen bietet, kann nachdrücklich empfohlen werden. — Katalog der Spielmann-Bibliothek. (Im Verlag der Stadt Diez.) Der verstorbene Wiesbadener Stadt-Archivar und nassauische Geschichtsforscher Dr. Spielmann hat eine Bücherei von nicht weniger als 4000 Bänden hinterlassen, die in den Besitz der Stadt Diez übergegangen ist. Mit feinem Verständnis hat Bürgermeister Sed in einem Katalog die sämtlichen Bücher nach Stoffgebieten eingeordnet, nicht weniger als 20 Abteilungen sind so entstanden. In einer Einleitung gibt er eine Geschichte des Büchereiwesens der Stadt Diez, die von großem Allgemeininteresse ist. Der persönliche Freund Spielmanns, Konrektor Wilhelm Wittgen-Wiesbaden, hat eine warmherzige Würdigung geschrieben. Die Spielmann-Bibliothek in würdigem Rahmen ist bereit für alle, denen am Dienst nassauischer Heimat gelegen ist. Spielmann selbst ist damit in der Stadt Diez durch ihres Bürgermeisters unermüdliches Bemühen das schönste Denkmal gesetzt worden.